

P = Ich habe Bewußtsein und existiere in 1999

q = Mein Körper wird im letzten Moment von 1999 zerstört

r = Ich habe eine Seele in 1999

s = Ich existieren in 2000

Die Konklusion r soll nun aus drei Prämissen abgeleitet werden:

(1) p

(2) Für alle x: Es ist logisch möglich (p & q & x & s)

(3) Es ist nicht logisch möglich (p & q & nicht-r & s)

Im Bereich von x sollen alle mit (p & q) konsistenten Propositionen liegen, die Sachverhalte in 1999 beschreiben. Es folgt aus den Prämissen, daß nicht-r nicht in diesen Bereich fällt. Also habe ich in 1999 eine Seele. Diese Schlußfolgerung ist leicht einzusehen: (2) besagt, daß es möglich ist, daß ich ins Jahr 2000 hinein überlebe, wenn ich im Jahr 1999 Bewußtsein hatte, selbst wenn mein Körper zerstört wurde und was auch immer sonst in 1999 der Fall war, das den letzten beiden Annahmen nicht widersprach. (3) besagt, daß es ohne die Existenz einer Seele nicht möglich sei, ins Jahr 2000 zu überleben, wenn ich 1999 Bewußtsein hatte und mein Körper vollständig zerstört wurde. Also fällt nicht-r nicht in den Bereich von x. Wenn nicht-r aber ein Sachverhalt in 1999 ist, der nicht in den Bereich von x fällt, dann muß nicht-r mit (p & q) logisch unverträglich sein. Aus (p & q) kann man also r folgern. Da aber durch die Zerstörung des Körpers nicht beeinträchtigt werden kann, ob aus p r folgt, kann man darauf schließen, daß r direkt aus p folgt. Aus der Tatsache, daß ich ein Bewußtsein in 1999 habe, folgt also, daß ich eine Seele in 1999 habe. – Das Argument ist von genialer Einfachheit. In der Form, wie es S. im neuen Appendix C formalisiert ist das Argument formal m. E. einwandfrei. Man muß also eine der Prämissen angreifen. Mit der Prämisse (2) kann dies relativ einfach bewerkstelligt werden. Man muß nur ein x finden, das mit (p & q) logisch verträglich ist und die Prämisse falsch macht. Zum Beispiel: Ich bin ein rein materielles Wesen in 1999. Oder: Ich bin in 1999 identisch mit meinem Körper (oder einem Teil von ihm). Gegen solche Einwände polemisiert S., daß sie bereits eine materialistische Vorentscheidung enthielten, während er voraussetzungsfrei vorgehe. Dem kann der Materialist entgegenhalten, daß S.s Argument nur unter der Voraussetzung der Nichtidentität von Körper und Geist wahre Prämissen enthält. Damit wäre in dieser Hinsicht eine Pattsituation hergestellt. Die einfache These, daß seine eigene Position voraussetzungsfrei sei, die Opponenten aber reinen Dogmatismus trieben, läßt sich so nicht aufrechterhalten.

Im weiteren Verlauf von Appendix C entwickelt S. dann selbst eine Alternative zur Annahme einer Substanz, die aus nicht-materiellem Stoff besteht. Im partiellen Rückgriff auf Duns Scotus und Thomas von Aquin entwickelt er eine Position, die den Begriff Seele über die Einführung von individuellen Wesenheiten (individual essences) zu klären versucht. Die Seele wäre dann keine nicht-materielle Substanz im Sinne der platonischen oder kartesischen Tradition, sondern eher das, was man in der Scholastik eine subsistierende Form genannt hat. In seinem Werk „The Christian God“ (1994) hatte S. übrigens die thomistische Sicht verteidigt. Im neuen Appendix C bekennt er, daß er sich „um der Einheitlichkeit des Gedankensystems willen“ wieder der Idee einer Substanz aus immateriellem Stoff zuwendet. Es drängt sich dann aber doch erneut die Frage auf, ob S. die Alternativen dadurch nicht im Effekt zu schematisch auf den physikalistischen Monismus einerseits und einen sehr starken Substanzdualismus andererseits reduziert. Es gibt ein Drittes, dessen Exploration sich m. E. mehr lohnt als es die jüngste Entwicklung bei S. nahelegt.

G. BRÜNTRUP S. J.

NATUR UND PERSON IM ETHISCHEN DISPUT. Herausgegeben von *Mechthild Dreyer* und *Kurt Fleischbauer*. Freiburg/München: Alber 1998. 317 S.

Der Band ist aus einer Bonner Tagung anlässlich des 60. Geburtstags von Ludger Honnefelder hervorgegangen, zu einem zentralen Thema seiner Arbeit und ihm gewidmet. Nachdem die Herausgeberin die Geschichte der Titelbegriffe bis zu den heutigen Kontroverspunkten skizziert und kurz die elf Beiträge situiert hat, untersucht *Jan Szaif* Strebenatur und Interpersonalität im philia-Konzept des Platonischen Lysis (213d-

222d). Zuerst mustert er kritisch Argumentationsschritte dieses elenktisch-aporetischen Dialogs; sodann stellt sich die Frage, da hier die zwischenmenschliche Beziehung „in der umfassenden Finalitätsstruktur unseres Strebens/Begehrens zu situieren versucht [wird] ... , welchen mehr als nur instrumentellen Wert die andere Person gegenüber dem höchsten Gut besitzen kann“ (42 f.). Szaif meint, dieses Problem stelle sich jeder Ethik, die eine höhere Realität als Erfüllungswirklichkeit ansetzt (54), auch wo agápē das Leitwort bilde. Das träfe indes nur zu, wenn man auch diese als Streben anstatt als Gutheißung denkt. Tatsächlich löst weder der Hinweis auf philosophische Sympraxis das Problem (57) noch erotische Lebensbindung im Sinn der Phaidros-Palinode (58 f.). Erst die Personalität des Guten (und daraus das Gute als Güte) ermöglicht offenes Mit-Sein (in dessen „Dreispiel“ niemand Mittel, vielmehr jeder wie der Mittler zweier deren Ziel wird). *Michael Fuchs* berichtet über Bestimmungsversuche zu Natürlichkeit und Künstlichkeit des Sprechens im 13. Jh. „Das Ineinander von Kunst und Natur“ scheint für jene Autoren „stets unproblematisch gewesen zu sein“ (77), während im 19. Jh. Linguistik biologisch konzipiert wird. Vermittlung bringt Fuchs eine Ergänzung der früher dominanten propositionalen Perspektive durch Einbezug anderer Sprachdimensionen ins Spiel. Um eine ähnliche Vermittlung geht es *Dirk Lanzerath* zur Natürlichkeit von Person und mechanistischem Weltbild: zwischen Dualismus und Mechanismus in der cartesianischen Methode und lebensweltlicher Einheit (gerade auch bei Descartes!). Die Notwendigkeiten ärztlichen Handelns ernötigen das Gespräch einer „naturwissenschaftlichen“ Medizin mit der philosophischen Anthropologie, weil weder Monismen noch ein schlichter Dualismus der Leiblichkeit des Menschen entsprechen. Imponierend kenntnisreich und didaktisch informativ verteidigt *Armin G. Wildfeuer* Kants kritische Philosophie gegen den Vorwurf fehlender Vermittlung von Freiheit und Natur. Allerdings – fachüblich – ganz systemimmanent. So wird die Frage (etwa B. Lonergans), ob nicht schon das „theoretische“ Existenz-Urteil statt nur Synthesis entscheidend Behauptung sei und damit sowohl an sich selbst bereits praktisch (Erkennen ist eine Handlung!) als auch andererseits über die Sinneserfahrung hinaus, nicht behandelt. Dann würde nicht „die technisch-praktische Vernunft gegenüber der theoretischen gewissermaßen die Basisform der Vernunft“ darstellen (125, K. Konhardt), sondern die moralisch-praktische – womit man obendrein den Zweck(mäßigkeit)gedanken hinter sich ließe, auf den der Vermittlungsversuch der KU baut. Ein anderes wäre der – nicht instrumentelle – Begriff des Sinns. So hat der Mensch zwar in der Tat keinen Zweck (142), sehr wohl aber (durchaus gemäß der alten ersten Katechismusfrage) ein Wozu (und würde nicht daher erst – also aus einem „praktischen“ Verständnis der theoretischen – [142] „der Primat der reinen praktischen Vernunft [wirklich] zureichend entwickelt“?). Ein Plädoyer bringt auch der Folgebeitrag: *Friedo Ricken* schlägt vor, in der Frage nach Würde und Selbstzwecklichkeit auf den Person-Begriff zu verzichten und sich – mit Kant (GMS) wie dem alltäglichen Sprachgebrauch – auf die Rede vom Menschen zu beschränken. Ein Speziesismuskorrigierendes dagegen läßt sich nur aus reduktiv naturalistischer Perspektive erheben; die aber hat überhaupt keinen Zugang zu Eigenwesen und -wirklichkeit von moralischen Werten. Kants Dualismus mit seinen u. a. rigoristischen Folgen will er mit Aristoteles korrigieren. Der vertritt gleichfalls eine nichtnaturalistische Ethik, verbunden indes mit einer Philosophie realer Wesenheiten, natürlicher Arten (wichtig hier vor allem der Unterschied von bloßer Möglichkeit und Fähigkeit zu etwas). Hingegen bleiben die beiden nächsten Autoren beim Begriff der Person. *Edmund Runggaldier* zeigt das Ungenügen einer naturalisierenden Beschreibung von Handlungen; deren adäquates Verständnis schließt Handelnde ein: als ihre „Träger“ Personen. Im voraus zur Diskussion um den unersetzlichen Personbegriff (193) arbeitet *Ludwig Siep* auf einen normativen Begriff von Natur (als Kosmos wie Physis) hin, der sich auch ohne eine „starke Teleologie“ (195) verteidigen lasse. (Muß man formulieren [1998], daß die Rolle der Vorsehung, die „mit viel Glück“ zu „eine[m] Teil“ der Mensch übernehmen könne, „religiöse Traditionen dem Schöpfer beigemessen [nur] haben“?) Repräsentation, Identität, Indexikalität und Reflexivität sind die Hauptbegriffe in *Oswald Schwemmers* Polemik gegen die „Grundthese der Bewußtseinsphilosophie“ einer „Identität der cogitationes ... und deren bewußter Erfassung“ (207). Selbst-Identität als bewußte wird „nur über eine ausdrückliche Reflexion auf die Weltlichkeit unserer Existenz mit all ihren sozialen

und historischen Bezügen aufgebaut“ (234). Unstreitig; aber folgt daraus, sie sei „eine begrifflich unterstellte bzw. postulierte“ (231)? Ähnlich rückfragen möchte der Rez. zu *P. Beckmann*, dem die Definition des Boethius „angesichts ihrer Bindung an Substanz und Vernunftnatur kaum geeignet [erscheint], den Personstatus etwa des Ungeborenen adäquat zu erfassen“ [246 f.]. ‚Natur‘ wie ‚Person‘ will er im Blick auf biotethische Fragen als „Prozeßbegriffe“ verwenden. Zum Lebensanfang: Biologische Momente in der Zeit sind empirisch, das Person-sein ist es nicht (240). In der Tat; also wäre es „ein philosophisches, soziales oder sprachliches Konstrukt“ (ebd.)? Und zum Ende: Die Hirntod-Gegner verträten, der Mensch als Person sei tot, weil sie das personale Dasein an die Hirnfunktion bänden; er habe sich so „von der Welt der *res cogitantes* verabschiedet“ (241), noch nicht jedoch von der *res externae*. (Als würden nicht eben sie dies den Hirntod-Befürwortern vor! Was hat der Autor auf den genannten Seiten bei J. Hoff/J. in der Schmittens gelesen?) Der Dissoziation der Begriffe soll nun deren Prozessualisierung steuern. ‚Natur‘ meint Selbst-Verhältnis, als Naturwesen ist der Mensch statt Gegebenes Aufgabe (seiner selbst). ‚Person‘ meint – gegen „Statik der Substanz“ (249) – den Prozeß vernünftigen Selbstfindens und -bestimmens. ‚Natur‘ ist (individuelles) Seinkönnen, ‚Person‘ (interindividuelle) Seinswirklichkeit (252). Erneut die Behauptung, den „Hirntod“ ablehnen bedeute Dualismus. Natürlich ist nicht „ein Vernunftwesen verstorben“ (253) – ebensowenig im übrigen das (höchstens abgestorbene) Hirn (der Rez. erlaubt sich den Verweis auf Zeitschrift für Medizinische Ethik 43 [1997] 69–75). Der ganze Mensch stirbt; er tut dies auch noch in der letzten unumkehrbaren, nur mehr erlittenen Phase seines Sterbens = Lebens (die man maschinell verlängern kann – und, mit seiner Zustimmung, darf, wenn ihm/ihr die Organspende – oder das Lebensgeschenk an ein Baby – zur Aufgabe ward). „Person ist keine Eigenschaft, sie ist auch nicht Prozeß, an jemandem, sondern sie ist jemandes Prozeß“ (255). Wessen? Zum Schluß ein Honnefelder-Zitat: In dem, was der Mensch aus sich macht, zeige sich, wer er ist. Gewiß; doch ist „zeigt“ gerade nicht „ist“.

Damit kommt nun der Gelehrte selbst zu Wort, mit seinem Europarecht-Bericht (1996) über Natur und Status des menschlichen Embryos aus philosophischer Sicht. Vorbildlich klar und nachvollziehbar, mit einsichtiger Entkräftung der Einwände werden zwei Argumentationszüge vorgeführt: a) der metaphysisch-wertbezogene (eine Frage indes auch hier: Begründen Vernunftbegabung, Selbstverhältnis und Zweckmäßigkeit des Menschen als solche schon seinen „unbedingten Wert“ [265], nicht erst seine unbedingte Verpflichtung zum Guten [die zwar vernünftig ist, aber nicht aus Vernunft?]), b) die praktische Deutung, aus dem Menschenrechtgedanken und der Würde-Zuschreibung (hier nur zur Formulierung: nicht einmal im Referat sollte man ohne deutliche Markierung übernehmen, daß der Embryo „zur Person wird“ (274) bzw. der Schlafende „die Fähigkeit“ habe, „Person zu sein“). Nötig und richtig, daß der Verf. möglichst breiten Konsens sucht. So liegt der Ton auf dem zweiten Weg, obwohl er rein sachlich im ersten gründet; und überzeugend wird für den Embryo sogar vom Interessen-Konzept aus argumentiert: aus unserem Interesse daran, nicht abgetrieben worden zu sein; in Verbindung damit, daß es keinen Grund gibt, heutige Interessen anders zu werten als zukünftige. Den Schluß bildet der Wiederabdruck einer Reflexion von *Wolfgang Kluxen* über Natürlichkeit und Künstlichkeit, d. h. über den Menschen als Natur- und Kulturwesen. Wohltuend die Infragestellung der üblich gewordenen Antithese von Sein und Haben. Ist doch das Selbst erst eigentlich, wenn es sich hat. Ein Grundphänomen für das Zumal der Titelbegriffe ist die Sprache, ein anderes die Stadt als Werk des *Zóon politikón*. Es gibt sogar die auf den ersten Blick paradoxe Versöhnung von Natur und Kunst (Natur künstliche Form erfüllend, Kunst für die Natur): im Garten. Und der hat sein Urbild im Paradies.

Personen-, Sachregister und Autorenverzeichnis beschließen den Band. (Für eine weitere Auflage sei, sonstige Corrigenda [außer der „*corporis fabrica*“ – 95], da nicht sinnstörend, beiseitegelassen, nur auf den falschen Dativ in Apposition hingewiesen: 74: Z. 2 v.u.; 107: 1. v.u.; 117 u. 118: 3 v.u.; 132: 4. v.u.; 133: 6, 7, 9; 135: 14 v.u. Stünde sodann nicht, gerade bei diesem Thema, an manchen Stellen statt ‚Körper‘, ‚körperlich‘ besser ‚Leib‘, ‚leiblich‘? Wenig glücklich schließlich die Umschrift von  $\eta$  und  $\omega$  durch  $\hat{\epsilon}$  und  $\hat{o}$ , bei Weglassen des Akzents – der dann doch [38: *philon*] begegnet.) J. SPLETT